

Dokumentieren

MARIE-LUISE SCHERER

*1938, JOURNALISTIN/SCHRIFTSTELLERIN, DAMNATZ

DER AKKORDEONSPIELER

Der Morgen war schon voller Geräusche. Belgorod hatte [...] Händlerinnen und magere Hunde zum Bahnhof geschickt. Die Händlerinnen riefen Limonaden aus. Sie setzten auf den Durst nach einer Wodkanacht. Die Hunde, in Vorfreude auf einen Happen, hatten schon die Ohren abgesenkt. Sie saßen bei den Müll-Amphoren, deren fußeiserne Eleganz überall in Rußland zum Bahnhofsmeublement gehört.

Dicht vor den Gleisen zwei Geisteschwache in glücklicher Wahrnehmung des sie umgebenden Lebens, der jüngere mit schlaff hängender Hand, der ältere mit staunend geöffnetem Mund und dem leeren Gaumen eines Neugeborenen. Karpow kannte sie. Sie standen immer an den Moskau-Zügen.

Es schneite. Belgorod zog vorüber. Was es auch an Schönem hätte präsentieren können, es lag nicht an der Strecke. Die hellen Steinberge der Neubaublocke waren den Datschen auf den Leib gerückt, hatten sie der Ländlichkeit beraubt. Die Holzhäuser waren jetzt Bestandteil der Barackenvorstadt.

Die ersten Männer kamen naß gekämmt aus der Toilette. Auch Karpow kehrte schon mit steilem Wasserscheitel in sein Abteil zurück. Ein geschorener Kaukasier mit bläulich schimmerndem Kopf rasierte sich im Gang, die Wangen von innen mit der Zunge stützend. Er hatte einen Spiegel, der durch einen kleinen Saugfuß auf jeder Fläche haftete. Sobald die Schlange sich bewegte, riß er ihn ab, um ihn zwei Schritte weiter wieder anzudrücken. Er war schon für den Tag gekleidet, die Russen noch im Nachtzeug, ihre Frauen in graurosa Morgenröcken, einige mit wirrem Haar, als habe eine Heugabel es aufgeworfen. Alles, was dem Erwachen folgte, war unumgänglich familiär. [...]

Es war heiß in den Abteilen. Wer eine Weile auf dem Gang gestanden hatte, den fiel die Hitze an wie ein Betäubungsmittel. Doch wer ihr ganz und gar entfliehen wollte, der mußte auf die Plattform zu den Rauchern, ein auf seine Art unerquicklicher Aufenthalt in purer, direkter Kälte; geschüttelt, als stünde man auf einem Leiterwagen, ohne Licht in der sich dehrenden und wieder faltenden Harmonika zwischen den Waggons, unter den Füßen die schiebenden Eisenplatten und der Durchblick auf rasenden Schotter. Die Scheiben waren getönt wie bei einer Limousine, doch es war Schmutz. Dörfer flogen vorbei, das brettergefigte Rußland in seinen traulichen, armseligen und stabilen Varianten,

Rem Koolhaas: Frau Scherer, würden Sie sich selbst als Journalistin oder als Schriftstellerin bezeichnen? Oder glauben Sie, dass es zwischen beiden Berufen keinen Unterschied gibt?

Marie-Luise Scherer: Vielleicht kann ich die Frage anders beantworten. Im Rückblick auf meine Anstellung beim Spiegel würde ich ambitionierte Reportagen als schwerer bezeichnen. Zurzeit versuche ich mich an einem Roman und manchmal meine ich, das sei leichter, weil Sie beim Roman keine Rücksicht auf Zeugen zu nehmen haben.

Hans Ulrich Obrist: In Interviews haben Sie immer wieder erwähnt, dass Sie sehr wenige Artikel geschrieben haben, manchmal nur einen oder zwei pro Jahr; und dennoch waren Sie fest angestellt. Dass eine Zeitschrift einem Autor oder einer Autorin eine lange Recherchenzeit einräumt und dann ein Mehrfaches an Zeit für das Schreiben, ist ungewöhnlich. Wie war dieses Anstellungsverhältnis beim Spiegel?

Solche Privilegien haben auch einen Preis: Ich habe weniger verdient. Die Freiheit kostet etwas. Ich habe auch zunehmend das Schreiben nach Hause verlagert. Irgendwann hatte ich kein Bürozimmer mehr in der Redaktion, die ja kurzfristig produzieren muss; ich fühlte mich als Langsam-schreiberin deplatziert. So gesehen war ich insgesamt billig.

RK: Haben die Leute beim Spiegel das auch so gesehen?

Nein. Die halten einen immer auf der Flamme des schlechten Gewissens. Immer.

RK: Wie erklären Sie sich das Überleben und die Blüte des Journalismus in Deutschland? Der im Vergleich zu anderen europäischen Ländern unglaublich hohe Standard kann ja nicht nur mit niedrigen Honoraren erklärt werden.

Herr Koolhaas, ich bin keine prototypische Journalistin. Ich kann das sagen, denn ich kann nicht einmal mit dem Computer schreiben; und als ich Ihr Büro „OMA“ im Internet gesucht habe, landete ich bei einer Website für „Leih-Oma“ ... Ich befinde mich eigentlich schon immer auf einer fernen Lichtung dieses Berufes. Und zu der Frage wie der Journalismus überleben kann – ich denke, er wird es einfach.

RK: Wegen der größeren Toleranz gegenüber einer gewissen Langsamkeit in Deutschland?

Ich glaube, diese Toleranz gegenüber Langsamkeit existiert nicht generell. Man muss das aushalten können, langsam zu sein. Denn Sie spüren wie in einem Brennspeigel die Erwartung im Haus, die Sie in die Pflicht nimmt, die großzügig gewährten Konditionen an Zeit durch besondere Qualität verdienen zu müssen. Sie stehen dadurch unter einem Erwartungsdruck, den Sie nervlich bestehen müssen. Außerdem habe ich über Themen geschrieben, die nicht an Termine gebunden waren, eher „windstille“ Sachen, ohne Tagesaktualität und die Anziehungskraft prominenter Protagonisten. Meine Geschichten handelten oft von anonymen Helden.

HUO: Wie kam es zur Auswahl Ihrer Reportagen? Wie haben Sie die Themen gefunden? Ingo Niermann, der Sie als junger Schriftsteller sehr bewundert und ebenfalls am Interview-Marathon teilnimmt, sagte uns, dass Ihre Geschichte „Der unheimliche Ort Berlin“ über den mysteriösen Tod einer gewissen Ingrid Rogge in Deutschland zu einer kollektiven Geschichte über das Berlin der 1970er und 80er Jahre wurde, und somit viel mehr war als eine bloße Reportage. Können Sie uns am Beispiel der Geschichte von Ingrid Rogge erzählen, wie Sie die Themen ausgewählt, wie Sie recherchiert haben?

Ingrid Rogge begann mit einer kurzen Zeitungsmeldung, ich glaube, es war in der „Welt“, über den Tatbestand, dass dieses Mädchen gefunden wurde. Danach ging ich in das Kreuzberger Milieu, das heißt, ohne offizielle Stellen wie Bürgermeister oder Stadträte zu fragen. Ich fing an, vor den Häusern auf- und abzugehen. Dadurch wird man missliebig, man wird beschimpft. An eine Mauer wurde ein Graffito gesprüht, mit der Aufforderung: „Die Spiegel-Schlampe soll abhauen.“ Im Laufe der Recherche müssen Sie vergessen machen, dass Sie vom Spiegel sind; Sie dürfen die Satttheit des Mediums auf keinen Fall repräsentieren. Ich bin sehr lange in diesen Häusern gewesen, es müssen drei Monate gewesen sein. Und drei Monate lang habe ich diesen aufgebrühten Kaffee in den Etagen getrunken. Ich war fast tot danach, von diesem Nescafé und den starken Zigaretten. Oft habe ich gar keine Fragen, sondern will nur den Augenschein. Aber Sie müssen, wenn Sie sich irgendwo Zutritt verschafft haben, fragen. Sie können nicht einfach sagen, darf ich mal ein bisschen sitzen. Deshalb müssen Sie Vorwände schaffen. Und dann redet man dumm herum. Das ist alles. Ich gehe durch die Straßen, ich höre nie auf, auch wenn ich meine, nichts mehr zu finden. Das ist eine Arbeit durch die Poren. Es ist eine Art Absorbieren der Straße, des Ortes durch die Kleider.

Spielzeughäuser, schöne Fensterordnungen, geschnitzte Firste, Vordächer über geschichtem Brennholz, eingeknickte Schuppen, Hütten mit Lumpenwülsten um die Türen, aus Baumstämmen gestapelte Katen, flach wie Flöße, Zäune aus Rutengeflecht, Lattenzäune, kleine Gärten, einzelne, den Schnee überragende Kohlstrünke.

Fern jeder Menschensiedlung ging eine Gestalt im wegelosen Schnee. Sie zog einen Schlitten, auf dem eine Kanne stand. Vielleicht kam sie vom Melken oder war erst unterwegs zu dieser Kuh. Doch auch im Weiterfahren, die Gestalt war längst nicht mehr im Blick, sah man weder Haus noch Stall, nur unbewohnte Winterlandschaft.

Im Vorgeschmack des Frühstücks fuhr man in die Ukraine ein. Man räumte die Klappische frei, das immerwährende Picknick auf der Sitzbank konnte seinen Anfang nehmen. Würste wurden ausgepackt, Brot in dicken Riegein vorgeschnitten. Die Gurken schaukelten in ihrer Lake. Die dünnen Teeglashüllen zitterten. Und bald sah man wieder Datschen eine Stadt ankündigen; die Geschwindigkeit ließ nach, und schon hielt der Zug Punkt neun in Char'kow, wo ein händlerischer Ansturm alle bahnhofseigenen Geräusche schluckte.

Die Händler waren flehntlicher als die an russischen Stationen. Für sie kam dieser Zug aus dem Gelobten Land. [...] Die Aufzählung geriet zum Bittgesang. Ein alter Mann fächelte mit stocksteifen großen Fischen, ließ sie prüfen und betasten, gab sie aus der Hand und nahm sie, wenn der Handel nicht zustande kam, wie ein Schicksal wieder an. Die Frauen kämpften mehr, hatten Inbrunst, notfalls Tränen. Sie raschelten mit kleineren, auf Draht gefädelten Trockenfischen, an denen zwischen Kopf und Schwanz nicht viel zu pflücken war, und empfahlen sie als Zeitvertreib zum Bier. Andere suggerierten schon den nahen Mittag und den nicht mehr allzu fernen Abend mit Bratgefäße. [...]

Der Speisewagen war so gut wie immer leer. Die Kellnerin sah aus dem Fenster, als wäre ihr die weiße Landschaft von neuem der Betrachtung wert. Wie zur Verhöhnung ihres Müßigganges trug sie eine festlich schwarze Glitterbluse. Ihr gegenüber, in düsterer Geduld, saß der Pächter in einer Tolstoibluse mit Krawatte. Gastronomisch war die Strecke unergiebig. Das Publikum, zumindest was den Alkohol betraf, war abstinent. Es fuhr zur Kur. Und was das Essen anbelangte, so versorgte man sich an den Bahnstationen der Ukraine.

Es roch nach Enten- und Hühnerfleisch und dem fauligen Samt der eingeweckten Pilze, dazu die angehäufteten Gerüche der Gemütlichkeit auf überheiztem, engstem Raum. Man saß in Schlafanzügen und bequemen Trikotagen beieinander, alle in Pantoffeln, man war in Moskau schon hineingeschlüpfert. Es schmeckte, mochte der Hausarzt auch zur Mäßigung geraten haben. Ja, es schien, als wolle man die Warnung vor dem Schwelgen nur noch einmal überhören, ein letztes Mal in eine fette Entenhaut die Zähne schlagen, bevor der nächste Tag mit der Diät begann. [...]

Man wurde träge und vom Schlingern des Waggons in Schlaf gewiegt. Das speckig körnige Kunstleder der Sitzbank bot keinen Halt, so daß der Kopf dem Nachbarn an die Schulter fiel. Die Zweiercoups waren mit bessergestellten Ehepaaren belegt. Hier verkehrte sich das Bild des Russen, den seine Frau nur liebt, wenn er sie prügelt, in sein Gegenteil. Die Frauen gaben sich schon auf dem Weg zum Sanatorium den Beschwerden ihres Körpers hin und lagen. Sie hatten Kopfwahl und diffuse neuralgische Schmerzen. Der Schnee vor den Fenstern war ihnen zu hell, die Gardinen zu dunkel. Sie schickten ihre Männer zu den Eisvorräten in der Speisewagenküche. Kaum hatten sie den kalten Beutel auf der Stirn, brauchten sie Wärme und insgesamt mehr Rücksichtnahme, sofern sie den Kurort noch lebend erreichten. Und während sie lagen, standen die Ehemänner, wachsam wie Polizisten vor dem Krankenzimmer eines Schwerverbrechers, im Pyjama auf dem Gang.

Man gelangte in wärmere Gefilde. Auf die feierlichen Schneelandschaften folgten Äcker mit kurzer, brauner Borste. Entlaubte Pappeln säumten einen unsichtbaren Fluß; Angler, auf Baumstämpfen sitzend, tranken sich die Heimat schön. Der Winter hatte die Dörfer noch nicht im Griff. Man sah Katen, die das blattlose, armdicke Geflecht der Glyzimen fast erwürgte; verlassene Bienengärten mit den aufgebockten Kästen für die Völker; vor einer Haustür eine Kuh auf ihrer Mistmatratze. Eine Frau trug ein Joch, an dem zwei Eimer hingen. Man hätte glauben können, sie habe dafür nur den Zug aus Moskau abgepaßt, um dieser bäuerlichen Tätigkeit noch einmal Geltung zu verschaffen.

Auszug aus: *Marie-Luise Scherer: Der Akkordeonspieler. Wahre Geschichten aus vier Jahrzehnten, Die andere Bibliothek* (Hrsg. von Hans Magnus Enzensberger), Eichborn Verlag, Frankfurt/M. 2004

HUO: Haben Sie diese Methode selbst für sich herausgefunden, oder hatten Sie für Ihre Reportagen Vorbilder, als Sie begonnen haben? Dinge, die Sie inspiriert haben? Wir wollen mit unseren Marathons auch ein bisschen zu dem beitragen, was Eric Hobsbawm einen notwendigen Protest gegen das Vergessen nennt, und an Pioniere unterschiedlicher Disziplinen erinnern. Deshalb wäre es aufschlussreich, wer für Sie wichtige Pioniere des Journalismus waren.

Das kann ich Ihnen nicht beantworten. Ich habe Vorbilder in der Literatur, Vorbilder für den schnellen Griff, für den harten Satz. Und für das „ungezitterte“ Adjektiv: Dass man nur eins hat, und keinen Bindestrich. Was ich zu verbinden versuche, ist die Präzision eines Ingenieurs mit der literarischen Aussage. Witz soll nur durch Präzision entstehen. Daher ist Originalität für mich ein Reizwort. Das Ingenieurhafte interessiert mich, weswegen mich Hans Joachim Schädlich als Schriftsteller ganz in seinen Bann zieht.

Ein anderes Beispiel sind die journalistischen Tagebücher von Joseph Roth. Auf seinen Reisen durch die Sowjetunion datierte er seine Texte, sodass man sehen kann, wie viele Tage zwischen den einzelnen Stücken vergangen waren. Das wirkte auf mich bedrohlich. Es war beschämend, wie schnell er schrieb. Heute aus Baku und morgen aus Tiflis. Von Erwin Kisch hörte ich, er sei langsamer gewesen, als er galt. In meiner Redaktion beim Spiegel gab es Leute, die im Gegensatz zu mir eine lange Geschichte in zwei Tagen schrieben. Etwas, was ich nicht einmal manuell schaffen würde, das haben die zusätzlich zum Denken geschafft.

HUO: Bei Ihnen ist immer wieder die Rede vom berühmten ersten Satz. Wie entsteht dieser erste Satz? Was hat es mit ihm auf sich?

Der erste Satz sollte die Ambition eines jeden sein, der schreibt. Der erste Satz sollte ködern. Oder besser: Der erste Satz sollte stimmen.

RK: Fällt er Ihnen am Anfang oder am Ende ein?

Beim ersten Satz hat man noch Spannkraft. Das Ende ist immer schwerer zu schreiben, besonders ein Happy End ist undankbar. Aber auch jedes Kapitel hat wieder einen ersten Satz.

RK: Können Sie uns etwas über Ihren neuen Roman erzählen oder ist er noch ein Geheimnis?

Er spielt auf dem Dorf. Da ich auf dem Dorf wohne, muss als erstes dem Dorf die Erkennbarkeit genommen werden. Das heißt, man muss Dörfer

zusammenschieben oder zerlegen. Erlebnisse, Zwischenfälle und markante Geschehnisse dürfen nicht justiziabel sein, keine Persönlichkeitsrechte verletzen.

RK: Sie schreiben über das Wendland?

Nein, nicht explizit, da wohne ich nur. Wissen Sie, das Dorf ist gefährlich. Mein Dorf, überhaupt die Dörfer werden immer weniger dörflich. Hier wohnen Leute, die sich beim Bauern beschwerten, dass es nach Schweinen riecht. Das heißt, die wenigsten Bewohner sind Bauern. Es findet eine Umkehrung statt. Die Dörfer sind ihrer alten Ländlichkeit beraubt. Und sie werden durch Renovierungen aus dem Geist der Baumärkte hässlicher. Wohlstand macht meistens hässlich.

HUO: Das ist interessant, da Rem Koolhaas bei unserem letzten Marathon in Italien davon sprach, dass es, nachdem die Stadt so lange Gegenstand der Debatte war, jetzt interessanter wäre, wieder über das Land zu sprechen. Von daher finde ich es bemerkenswert, dass Sie über das Dorf schreiben.

Gibt es darüber hinaus Reportagen, oder auch sonstige Projekte von Ihnen, die nicht realisiert sind? Utopische Projekte, Projekte, die zu groß waren, zensierte Projekte? Welches sind die unfertigen Straßen von Marie-Luise Scherer?

Alles fängt mit einer Anmaßung an. Man hat anfangs den Anspruch, die hohe Idee, und stürzt dann ab. Alles, was man abliefern, ist letzten Endes Kapitulation. Ich hatte einmal den Plan, Berlin zu porträtieren, indem ich stellvertretend für jedes Quartier, für jeden Stadtteil einen Bewohner porträtieren. Damit habe ich auch angefangen, mit drei, vier Geschichten, von denen eine veröffentlicht worden ist. Mehr hatte ich jedoch noch nicht geschafft, als ein Anruf kam: „Kriegen wir zu Ostern unsere Ku'damm-Geschichte?“ Und ich hörte also heraus, dass ein Berlin-Porträt nur als Ku'damm-Geschichte vorstellbar war. Das hat mich entsetzt. Man will mehr, als man kann. Das heißt, ich will mehr, als ich kann.